



EO Bei  
Acqy



Fa 1026





# Lustreisen und Reiselust.

Vortrag

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

*Joh. Erdmann*

Dr. Erdmann,

Professor in Halle

---

17/2 58  
Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.

(Besserische Buchhandlung.)

1873.





Hohere Versammlung!

Würde die weitverbreitete Ansicht: man höre nie weniger das Richtige, als wenn man Sachverständige befragt, von dem getheilt, der hier spricht, so dürfte er ohne Weiteres an sein Thema herantreten. Jetzt, wo er sie für irrig hält und also bei keinem Hörer voraussetzen darf, muß er seinen Betrachtungen „über die herrschende Reise-  
lust und das worin sie gebüßt wird, die Lustreisen“ den Nachweis vorausschicken, daß er hier mitreden dürfe. Zwar, was den Raum betrifft, über den sich seine Reisen erstreckt haben und die verschiedene Art, in der sie gemacht wurden, kann er nicht groß thun: Wer vom Parallellkreise Berlins nie weiter entfernt war, als zwölf Breiteregrade südlich und kaum zehn Grade nördlich, vom hiesigen Meridian sich höchstens fünfundzwanzig Grade nach Osten und neunzehn nach Westen entfernt hat, wer nie mehr als zehntausend Fuß über und tausend Fuß unter der Meeresfläche sich befand, weder mit dem Schiff der Wüste durch den Sand kroch, noch mit der Mongolfiere durch die Lüfte flog, wessen Schlitten, wenn er über Schneefelder und gefrorene Seen jagte, immer nur mit Pferden, nie mit Hunden oder Rennthieren bespannt war,



wer von den Meeren unserer Erde nur die europäischen und von diesen nur die Ost- und Nordsee ganz durchschiffet, dagegen das Mittelmeer und die Adria nur zum Theil befahren, in das Atlantische Meer sich kaum, in das schwarze gar nicht gewagt hat, — den würde der Traveller Klub, wenn er sich zur Aufnahme meldete, vielleicht zu Xavier de Maistre verweisen, weil der auch so ein *voyage autour de sa chambre* gemacht habe. Wie aber dem an sich leichteren Körper eine lange Falllinie eine Wirksamkeit giebt, die dem schwereren abgeht, so tritt zu meiner Kleinigkeit von Reisen ein mehrender Faktor. Seit meiner ersten Lustreise ist selten ein Jahr vergangen, wo ich keine machte. Da aber jene in mein erstes Universitätsjahr fiel und ich jetzt am Schlusse meines hundertsten Semesters stehe, da zwischen dem ersten Male, wo ich von Rigi Staffel nach Rigi Kulm marschirte und dem letzten Male, wo es geschah, fünf und vierzig, zwischen meiner ersten und letzten Dampffahrt über den Lago maggiore sechs und vierzig Jahre liegen, so habe ich ein Urtheil über das, was mich heute vor Allen, ja fast allein, beschäftigen soll, über den Unterschied des Reisens sonst und jetzt.

Der Versuchung, gründlich d. h. mit den Lustreisen der alten Römer zu beginnen, widerstehe ich um so mehr, als ich da leicht einen Irrthum veranlassen könnte, den ich gerade zu beseitigen wünsche, nämlich daß die Lustreisen aller Zeiten sich gleich seien. Denn ganz wie heute Herren und Damen um sie anzustarren die Liebensteiner oder Adelsberger Grotte besuchen, begaben sich in derselben

Abſicht römische Stüzer und Schönheiten in die Korykiſche Höhle. Wie heute in Verona den Fremden zudringliche Ciceroni umringen, um ihn zum Sarge der Giulia Capuletti zu führen, ſo drängten ſich damals um den Touriſten in Mephiſ habgierige Periegeten, um ihm die Haare zu zeigen, die ſich Iſis beim Tode des Oſiris ausgerauft hatte. Und wenn der Satyriker ſpottet über die, welche nach Theſſpiä reiſen, um des Praxiteles Amor, nach Knidos, um die Venus zu ſehen, und die „vorübergehen und zufrieden ſind“, ſo iſts doch, als ſpräche er von jenem Touriſten in Rom, der, aufgefordert zum Periboëtos auf dem Kapitol mitzugehn, I've done him! erwidert, oder von dem anderen, der dem Giacre gefagt hatte, es gehe nach San Clemente, jezt aber zu ſeiner Freude in ſeinem Ernſt Förſter bei San Clemente ſchon ein Kreuz findet und nun ſehr vergnügt hinausruft: Checco! alla cloaca maxima! Mit Vermeidung alſo ſolcher Digreſſionen, die vom Thema ableiten könnten, ſoll ſich meine Betrachtung auf das deutſche Touriſtenweſen beſchränken, und zwar wie ich ſelbſt es kennen gelernt habe d. h. auf ſeine letzten fünfzig Jahre. Als einzige Abweichung davon ſei mir das Heranziehen von Goethe's italieniſcher Reiſe erlaubt. Zwar liegt ſie dreißig Jahre höher hinauf, aber durch die wundervolle Beſchreibung ſeines Reiſens (denn das iſt ſie noch mehr als ſeiner Reiſe) iſt ſie zu etwas von uns Miterlebtem geworden. Dazu kommt, daß in ihr der ewige Jüngling während der ſchönſten Mannesjahre ſich ſo wunderbar greiſenhaft fühlt und giebt, daß

dadurch sein Reisen nicht in dem bestimmten Kolorit nur eines Alters, sondern in dem Atelierlichte naturwissenschaftlicher Wahrheit erscheint, dessen wir bedürfen, um, worauf es zuerst ankommt, das Wesen des Reisens und seinen Zweck festzustellen.

I.

Man reist, um die Welt zu sehen. Dieser so gewöhnliche Ausdruck ist eigentlich fenderbar, da man doch schon vor der Reise in der Welt war; er verliert aber alles Seltsame, wenn wir darin statt des Wortes Welt vielmehr das Sehen betonen. Zunächst nämlich sieht von der ihn umgebenden Welt der Mensch herzlich wenig; er läßt für sich sehen, denn Andere erzählen ihm, was sie gesehen haben, sagen und schreiben ihm vor was die Dinge sind, wie sie heißen, wie viel sie gelten. Unsere Kunde von der Welt ist Tradition, besteht in Hörensagen. Erst wenn wir von den uns Vorsehenden und Vorsprechenden loskommen, fangen wir an, selbst zu sehen, eine eigne Ansicht zu gewinnen; darum dort, wo wir sie verlassen, abreisen. Der reisende Goethe schreibt den Freunden: durch Zeichnen und Malen im Sehen geübt wolle er jetzt sehen, nur sehen. Und er schreibt es nicht nur. Eine beschwerliche Tour wird unternommen, um zu sehen was er in den Alten las, daß Sicilien Roms Kornkammer; seit er sie gesehen hat die Buchten Siciliens, haben Homers Vergleiche eine fast erschreckende Wahrheit; kurz er reist hier hin und dort hin, weil er nie genug sehen kann, und

auch wir beneiden jeden Vielgereisten, weil er so viel gesehen hat. — Die Verwandlung des in der Heimath Traditionellen in Selbstgesehenes und eigene Ansicht, so gewiß sie erleichtert wird durch Trennung von denen, welche die Tradition machen, muß möglich doch auch daheim sein, denn sonst bliebe jeder Nichtgereiste zeitlebens ein Nachsprecher. Dagegen weist auf eine andere Frucht, die nicht nur schneller, sondern allein auf Reisen gedeiht und reift, ein zweiter uns geläufiger Ausdruck hin, nach dem der Reisende in der Fremde weilt, also dort wo man nicht nur Vorerzähltes selbst, sondern wo man Solches sieht, von dem unsere Vorerzähler Nichts wissen, Neues bis dahin Unerhörtes. Mit diesem bereichert sich, der in die Fremde zog, und wenn die Verdichtung des Ueberlieferten zu eigener Ansicht den Geist vertiefte, so wird er durch die Aneignung des Fremden ausgedehnt und erweitert. — Beides, das Gewinnen eigener Ansichten und die Bereicherung mit dem bisher Unbekannten vereinigt sich, wo man die eignen Ansichten gegen Fremde vertheidigt oder austauscht, im Gespräch und Umgang mit Fremden, wo sich die scharfen Ecken der gleich Krystallen anschießenden Ansichten abschleifen und abrunden. Eben darum ist es die wichtigste Frucht des Reisens, auf welche ein dritter uns wohlbekannter Name desselben hinweist, nach welchem Reisen unter Leute kommen heißt. Alle drei Ausdrücke aber wurden zusammengestellt um durch Reduktion auf eine allgemeine Formel anzugeben, was denn eigentlich alle Welt vom Reisen erwartet oder worauf die Lust dazu

geht? Wenn ich als dieses Ziel die Bekanntschaft mit möglichst vielem Neuen, oder auch: möglichst viele neue Bekanntschaften angebe, so glaube ich es getroffen zu haben. Der oberflächliche Ausdruck Bekanntschaft schließt die Gesundheits-, Geschäfts- und wissenschaftlichen Reisen mit ihren ernstern Lebens- und Erkenntnißzwecken aus, und in der Mehrzahl gebraucht erinnert er vor Allem an den Verkehr mit Menschen.

Wo in der Natur ein Körper sich verdichtet, durch Aufnahme von Stoffen sich ausdehnt und nach Außen sich abrundet, sagt man, er forme oder bilde sich. Da gerade diese drei Veränderungen mit dem Reisenden vorgingen, so ist das Reisen mit Recht ein Bildungsmittel genannt worden. Dann aber ist es auch, da Gefühl gesteigerten Sich-bildens immer Genuß ist, Genußmittel. Dabei ist vorauszusagen, daß, wie die größte Förderung, so den größten Genuß die in jungen Jahren unternommenen Reisen gewähren müssen; vor allen die ersten. Der unter Aufsicht gehaltene Knabe, der keine Ansichten haben soll, wird auch nicht auf das Feld, auf dem sie wachsen, auf Reisen, gelassen, sondern, wenn die Eltern reisen oder eine Klassenfahrt Statt hat, mitgenommen. Anders dort, wo der Knabe dem Jüngling Platz gemacht hat. Auch dieser hat zwar noch Nichts selbst gesehen, aber fähig dazu und darnach verlangend, bringt er einen Geist auf die Wanderschaft mit, welcher der eben präparirten Lichtbildplatte gleicht, die, weder mit Bildern bedeckt, noch im Müßiggange geschwärzt, jeden Eindruck aufnimmt

und behält. Neu und fremd ist ihm viel mehr als dem Älteren, nämlich Alles. Der Pflug, der anders geformt ist als zu Hause, der Baum, welcher daheim nicht mehr fortkommt, das Häubchen auf dem Kopfe eines Mädchens, das einen fremden (also reizenden) Dialekt spricht, — Alles ist so fremd und neu, daß es sich um so mehr einprägt. Endlich jeder Mensch, mit dem er zusammentrifft, ist ihm, der nie einen Unbekannten um Auskunft anging oder ihm eine gab, merkwürdig, und selbst daß er (was gewöhnlich geschieht) die flüchtige Reisebekanntschaft überschätzt, wird ihm ein Grund, um so achtsamer auf jedes Wort zu merken. Kurz es vereinigt sich hier Alles, was bildet, und es begreift sich, daß mancher Jüngling von seiner ersten Reise nicht nur gebräunte Wangen, sondern so befestigte Ansichten, einen so erweiterten Gesichtskreis und solche Fähigkeit Rede zu stehen zurückbrachte, daß man den scheuen blöden Menschen kaum wiedererkannte. Schon die zweite Reise kann solche Wunder nicht wirken, darum aber auch nicht solchen Genuß gewähren. Sehr Vieles ist jetzt Wiederholung; damit es reizend sei wie das erste Mal muß es durch irgend ein Raffinement gewürzt werden. Da man kein Gewürz umsonst hat — (dies ist ein Privilegium nur des Todes) — so ist es eine Selbsttäuschung, wenn Neulinge im Reisen zu sagen pflegen: Wiederholte ich jetzt meine Reise, ich machte sie wohlfeiler. Viel wahrscheinlicher ist, daß sie das Doppelte kosten würde. Und eben so täuschen sich die, welche dem Alten, dem Alles „schon dagewesen“ ist, und der es beklagt, daß



die Reisen immer kostbarer und genußloser werden, dies so auslegen, als wenn dem Fisz die Kosten den Genuß verbittern. Gerade umgekehrt: die Genußlosigkeit vermehrt die Kosten. Man reist um Bekanntschaften erst zu machen, je mehr uns bekannt, um so mehr muß raffinirt werden, um Bekanntes in Fremdes, Altes in Neues zu verwandeln. Und ganz fremd wird es doch nicht. Raffinirten wir auch wie jener Römer, in dessen Reisezeit allabendlich ein Mosaikfußboden gelegt ward, oder wie jene Römerin, der fünfhundert mitgeführte Gselinnen die frische Milch zum Morgenbade liefern mußten, solchen Nutzen und also solchen Genuß, wie von unseren Jünglingsreisen hätten wir doch nicht. Soll dies auch nur annähernd von dem älteren Manne erreicht werden, so muß eine ganz neue, von der seinigen wenn nicht durch den Ocean, so doch durch Klima, Boden, Sprache, Kunst, Alterthümer völlig getrennte Welt sich ihm eröffnen. Erst seit ich erfahren habe, welche verjüngende Wirkung auf den hypochondrischen Bierziger das zum ersten Male besuchte Paris äußern konnte, verstehe ich, warum Goethe die Reise, die er sein Leben in Arkadien nennt, erst von da ab datirt, wo kein deutsches Wort um ihn gesprochen wird. Weil ich es aber verstehe, deswegen wünsche ich keinem Jünglinge, daß er seine Reisen mit einer Pariser oder italienischen beginne. Erst wo ein halbes Millennium abgelaufen, verjüngt sich der Phönix durch Selbstverbrennung; während desselben ist er ohnedies jung und glücklich.

„Mich treibt's in die Ferne so mächtig hinaus“, so schildert eines unserer schönsten Wanderlieder des Jünglings Reiselust. Und doch, scheint mir, hat viel besser als Justinus Kerner ein größerer Dichter diesen Drang, dieses Storch- oder Kranichgefühl des jugendlichen Wanderers geschildert und zwar dort, wo er an Lustreisen gewiß nicht dachte. Die Worte, die im Park zu Fotheringhay sich an die eilenden Wolken richten, welche verlangen mit ihnen zu schiffen, weil man gefangen und in Banden, sie malen mir besser als Alles den Seelenzustand dessen, dem es so bange wird unter seinen Lieben, der das Theuerste hinter sich läßt, nur weil es bindet und er, soll er nicht erlösen, sich frei fühlen muß, ganz frei. Und in der That, mehr ist man es nie als wo vielleicht im Umkreise von hundert und mehr Meilen Niemand uns kennt, als unser Wanderstab, und eben darum Nichts uns bindet oder uns Rücksichten auflegt als unser Gewissen und unsere Ehre; wo in jedem Augenblick man umkehren kann oder weitergehen wie es Einem gefällt, wo es nur vom eignen Belieben abhängt ob man den Reiseplan festhält oder abändert, vom eignen Ermessen ob das Reisegeld in acht Tagen verjubelt wird, oder so zusammengehalten, daß es acht Wochen reicht; wo, wenn man wollte, man gleich dem Peter in der Fremde, weil es zu schneien droht, zur Mutter umkehren könnte, eben so aber auch auf jenen Berg steigen kann, obgleich das alle Welt bei solchem Sturme unsinn nennt; wo kein erwarteter Brief uns an ein Postbureau, kein vorausgesandtes Gepäck an ein Spe-



ditionsgeschäft bindet, wir uns nicht an einen Träger unserer Sachen verkauft haben, und also sicher davor sind, daß der uns an ein, von ihm gewähltes, Gasthaus weiter verhandelt. O, wie ist Alles doch so leicht, wenn man auf Reisen ist und — zwanzig Jahr! Das leichte Herz wird täglich leichter, jeden Morgen trägt sich das Känzel leichter, ja selbst daß die Börse täglich leichter wird und der Augenblick herannah, wo Reisegeld ein überwundener Standpunkt heißen wird, ängstigt nicht, denn dafür ist man frei! o! so frei! Um es ganz zu sein, wandert der Zwanzigjährige allein. Zwar hat ihm Einer den Vorschlag gemacht, sich einem Reiserudel anzuschließen, das sich während der Herbstferien durch's Land wälzen wollte, aber er hatte den Proponenten, der Jurist, auf seine Institutionen verwiesen, wo IV. Tit. 3 zu lesen ist: Pecudum numero sunt, qui gregatim pascuntur (zu deutsch: was Heerden bildet, führt keinen hübschen Namen). Hätte nach diesem Citat der andere noch weiter gedrängt, so hätte er den folgenden Titel allegirt, der de injuriis handelt. Aber auch die Zumuthung, zu Dreien oder Zweien zu wandern, hat er abgelehnt, weil Instinkt, Erfahrung oder ein älterer Freund ihm gesagt hatte, daß man dann nie früher als gewöhnlich einkehren, nie länger als sonst marschiren kann ohne Gründe anzugeben, der Reiz aber bei dergleichen darin liegt, daß man keine hat. Vor Allem aber bewog ihn, daß wer in Gesellschaft reist, nicht, wie der einsame Wanderer, mit Jedem, den er antrifft, anbinden kann, noch will. Sein Entschluß war weise und

wird sich belohnen, vorausgesetzt daß er seine ganze Habe im Känzel oder in der Reisetasche selbst trägt. Was nämlich dem so Reisenden, aber auch nur ihm, einen Vortheil giebt jedem Anderen gegenüber, ist das Gefühl: „Was der da thut, kann ich auch, aber nicht umgekehrt.“ Ihn hindert Nichts als sein eigenes Belieben, wenn Einer mit Extrapost an ihm vorüberfährt, sich Couriersperde anspannen zu lassen und ihn zu überholen. Beliebt es ihm, so löste er sich wie jener Andere einen Postschein, oder wie dieser Dritte ein Billet zur Eisenbahn. Jene aber können nicht (denn sie kriegen ihre Sachen nicht heraus oder ihr Reisegefährte ist dagegen) wie er, überall aussteigen und, gleich dem Vogel, nachdem er sich auf einem Zweige gewiegt hat, trällernd weiter fliegen.

Auch der ältere Mann reist nicht nur um einen bisher nicht besuchten Theil der Welt zu sehen, sondern um sich einmal recht frei zu fühlen. „Früh drei Uhr stahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte“, so beginnt Goethe die Beschreibung seiner Reise, und uns dünkt, wir sehen es, wie der aus dem Kerker (wozu selbstgewählte Bande ihm geworden waren) Ausgebrochene ängstlich zurückschaut, ob er nicht verfolgt werde. Erst in Verona scheint er sich vor Auslieferung sicher zu fühlen, und noch ein Jahr später zittert er in Rom bei dem Gedanken, daß die „lieben Weimarschen“ nachkommen könnten. Gerade wie er, entfliehen jährlich Tausende dem sonst mit Lust betriebenen Berufe, um nicht zu Staatshämorrhoidarien zu werden.

Zwar zu einem solchen Freiheitsbewußtsein wie der wandernde Musensohn wird der ältere Mann sich schwerlich erheben. Schon das Känzel bringt sich nicht mehr bequem an, wo die Natur eines angelegt hat, und daß ein Träger oder vorausgeschicktes Reisegepäck zum Sklaven macht, ward angedeutet. Aber auch das zu Fuß Gehen überhaupt wird dem Älteren, wenn auch nicht durch Anderes, so dadurch verleidet, daß die Zungen, mit denen man zusammentrifft, ohne alle böshafte Absicht die Vermuthung aussprechen, man marschire wohl aus Gesundheitsrückichten. Natürlich will man den Gelschnäbeln zeigen, was man noch ist, und das Ende ist, daß man sie zu ihrer Verwunderung überholt, sich selbst aber zum eigenen Schaden überlaufen hat. So wird der in Jahren Vorgerückte besser thun, die Beine zu kaufen, die unter oder vor ihm, immer aber statt seiner und mit ihm der Heimath entlaufen. So sehr dies auch bindet und hemmt, da das Roß gefüttert, der Wagen geschmiert werden muß, so wird er doch immer noch genug der neuen Freiheit genießen, wenn er darin dem Musensohn folgt, daß er allein reist. Daraus folgt nicht, daß die arme Frau immer zu Hause bleiben muß, es folgt nur, daß der Mann, wenn er sie mitnahm, sich nicht einreden soll, daß er reise. Vielmehr reist jetzt ein Ehepaar, um sich frei zu fühlen vom Plack und von den Sorgen des häuslichen Lebens, und von diesem Paar gilt, was von jedem Reisenden gilt, es wird seine Freiheit genießen, wenn es, wie Goethe, nachdem er den päpstlichen Offizier losgeworden, sich der „Seligkeit des

Alleinseins“ freut. Will Cines, sei es nun ein Individuum, sei es ein Paar, nicht dem Kaisäfer, der am Faden fliegt, sondern der Lerche am Morgenhimmel gleichen, so werde jede Verbindung mit einem Kollegen oder einer befreundeten Familie zum Behuf einer Lustreise vermieden.

Es ist Nichts und es taugt nicht, wenn auch die Lebensluft der Alpen verdunstet wird durch Gespräche über Präsidenten oder Bureau oder darüber, daß bei Schulze's sich die Tochter verlobt hat und bei Müller's die Masern ausgebrochen sind. Auch hier giebt uns unser Normalreisender einen Wink, nur müssen wir, um ihn zu nutzen, was der Riese thut, in's Pygmäische übersetzen. Goethe, um jedes Gefesseltsein durch Verhältnisse zu zerreißen, ändert, um unerkant zu bleiben, seinen Namen. Wir, die wir am meisten incognito reisen, wenn wir unseren Namen nennen, entfernen wenigstens, was zum Steckbrief oder Signalement werden kann. Der Eine läßt seinen Trauring zu Hause, um nicht jedem Esel auf die Nase zu binden, daß er beweibt und ein Deutscher; ein Anderer, sonst auf seine Uniform so stolz, reist in Civil; ein Dritter vermeidet die Fremdenbücher, ein Vierter Gespräche über sein Metier. Man soll das Vergnügen, wenn in Folge solchen Verfahrens die Leute uns für etwas ganz Anderes halten, als wir sind, nicht kindisch schelten noch streng tadeln. Wir haben ein Recht uns zu freuen, daß wir noch nicht so von unserem Berufe befaßt sind, daß jede Hand- und Fußbewegung den Kanzel- oder Katheder- mann verräth, wie den Sakai die Livrée.

Wenn aber, wie gezeigt ward, bei Jungen und bei Alten das Reisen den Gesichtskreis erweitert und das Freiheitsgefühl steigert, muß man, da nicht im Gegensatz zu den lauten Klagen über die herrschende Reiseruth vielmehr sich freuen, daß diese Lust so weit verbreitet ist? Ich wäre der Erste, der dieses thäte, wenn sich nicht diese Lust auch Eines bemächtigt hätte, bei dem ich es schmerzlich bedaure: unseres Reisens selber. Ja! unsere deutschen Lustreisen haben der Versuchung nicht widerstehen können und haben eine Sprigtour nach England unternommen, die, weil sie eine Erstlingstour, sie soviel des Ausländischen annehmen ließ, daß sie vor englischen Allüren nicht wiederzuerkennen sind. Darum ist auch eigentlich Alles, was bisher vom Reisen gesagt wurde, weil es aus Erinnerungen geschöpft ward, richtig nur vom Reisen wie es ehemals war und muß ergänzt werden durch das, was vom Reisen gilt, wie es ist. Gebe der Himmel, daß nicht dieses Bild viel weniger heiter ausfalle.

## II.

Da Sprichwörter die Lebensweisheit eines bestimmten Volkes enthalten, so pflegen sie bei Uebertragung auf andere Völker zu nichts sagenden Phrasen zu werden. So das schöne englische *My house is my castle*, mit dem sich mancher deutsche Hausbesitzer lächerlich macht, da er Wie-ther in's Haus genommen und also selbst das *castle* in ein *thoroughfare* verwandelt hat. Leider ist es nicht so gegangen als die deutschen Touristen unser „Eile mit

Weile“ gegen das englische „Time is money“ vertauschten; bei ihnen ist es Ernst gewesen damit, daß es Gewinn sei, Alles möglichst schnell abzumachen, und da der Touristengeizhals sich den von ihnen bereisten Gegenden mittheilt, sollte mich's nicht wundern, wenn in den Tyroler Alpen, wo sonst dem Fußwanderer zugerufen ward „Zeit lassen“, heute der Gruß Make haste! lautete. Was früher nur von englischen Touristen gesagt ward, daß sie nur erschienen, wo es Eisenbahnen gebe, gilt heute ebenso von uns. Nicht wir ergreifen darum beim Beginn der Reise den Wanderstab, sondern uns ergreift vielleicht gar die Kralle einer Stangen'schen Expedition, gewiß aber ein Zug, und am Liebsten ist's uns, wenn es der Courierzug; können wir gar erzählen, daß wir mit der englischen Ueberlandpost an der Adria vorübergesaust sind, so erregt dies allgemeinen Neid. Eine Achttheilsekunde soll nöthig sein, damit sich eine bestimmte Vorstellung bilde, rechnet man eben so viel auf das Einprägen derselben, und bedenkt, daß in einer Viertelsekunde dem Coupéfenster so viele Punkte vorüberfliegen, wie eine Strecke von 5,7 Metres enthält, so begreift sich's, daß keiner sich recht inprimirt. Die Erfahrung bestätigt diese Rechnung. Es klingt unglaublich und ist doch buchstäblich wahr, daß dieselbe Zeit, die ich auf einer meiner ersten Reisen verwandt hatte, um von Leipzig nach Naumburg zu gelangen, auf einer meiner letzten hinreichte für den Abstand von Leipzig und Florenz. Um einundvierzig Jahre liegt jene erste weiter zurück und doch steht der Schwedenstein bei Püßen viel

deutlicher vor mir als die herrlichen Biadukte zwischen Pistoja und Florenz, und daß die Bildsäule des Viertelmeisters Wolf keine Nase hat, das hat sich mir viel mehr eingeprägt, als irgend Etwas zwischen dem Lung Arno und Palazzo vecchio. Freilich damals ver wandte man Zeit auf's Sehen. Heute spart man sie und sieht darum Nichts. — Zum gleichen Zweck wird jeder Umweg, den sonst der Tourist so wenig kannte wie der Spaziergänger und der Bettler, vermieden, indem man sich mit einem sichern Führer, dem bekannten rothen Buch, versieht, durch welches es eine pur platte Unmöglichkeit geworden ist, daß uns irgend etwas Unerwartetes, Neues, Fremdes aufstoße, da ja durch die Doppel- und einfachen Sterne wir sogar dieß voraus wissen, ob wir uns sehr freuen oder nur freuen werden. — Ganz wie das Sehen und das Aufnehmen des Fremden unmöglich gemacht ist, so ist auch das dritte und wesentlichste Bildungsmittel verschwunden, der Verkehr mit Leuten. Als noch viel weniger Touristen, diese aber meistens zu Fuß, die Welt durchstrichen, da begegnete man sich nach Gespräch durstend und der, damals selbstverständliche, Gruß war ein Zeichen dieses Verlangens. Heute, wenn ich einen hohen Berg herabsteige und nahe an der Spitze leucht mir Einer entgegen, so werde ich, wenn ich ihm einen ermunternden Gruß zurufe, angeblarrt, obgleich er nicht am Trent geboren, sondern ein ehrlicher Alt- oder Ufermärker ist. Damals war es beim einsamen Gange ein ermunternder Gedanke, daß man das Gasthaus sehr besetzt, also eine sehr lebendige

Unterhaltung finden werde. Heute werden alle möglichen Künste angewandt, um allein im Coupé zu sitzen und früher das Hotel zu erreichen, als die Hunderte, welche der Walfisch Bahnzug ausspie. Das heißt: man lebt von Anfang an auf Kriegsfuß gegen qui que ce soit. Ja, dieser Kriegszustand hört nicht einmal dort auf, wo selbst Kannibalen ihn vergessen, beim gemeinsamen Mahle. In uralter Zeit, die ich selbst nur vom Hörensagen kenne, da, was ich selbst davon gesehen habe, nur verschwundene Reste waren, nahm, wer nicht allein, namentlich aber wer wohlfeiler speisen wollte, an dem Familientische des Wirthes Theil. Daher der Name Table d'hôte, der sich erhielt auch als jener primitive Zustand der Glanzzeit deutscher Wirthstafeln Platz gemacht hatte, wo der Wirth obenan saß, mit Meisterschaft vorschritt und vorgab, die Kellner mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs servirten, so daß mancher Neugierige den Schwan in Frankfurt, damals die Hochschule der Kellnerkunst, nur besuchte, um das Unerhörte zu sehen, wo endlich das ganze Mahl, weil man sich Zeit ließ, mit der Ruhe und dem Anstande einer Privatgesellschaft verlief, in der man wartet, bis man bedacht wird, und sich mit seinem Nachbar unterhält. Heute giebt es Hotels, in welchen täglich drei Mal Table d'hôte ist und also, da auch der Magen eines Gastwirths sein Maß hat, von seiner Theilnahme an der Tafel nicht die Rede ist. Sie wird also den Kellnern und Gästen überlassen, die beide wissen, daß man sich wegen der folgenden Tafel beeilen muß. Bei den Kellnern ist von

der frühern Kunstfertigkeit beim Aufwarten seit Jahren nicht die Rede, man ist ihnen dankbar, wenn sie uns die Suppe nicht in die Kravatte gießen, und was die Gäste betrifft, so erkennt man jetzt nicht mehr die Landsmannschaft daraus, daß Einer die noch nicht präsentirten Assietten abißt, denn das thun sie Alle. Schlimmer ist ein Andres: Weil in England, wenn Jones, Robinson und Brown zusammentreffen, sie nicht eher mit einander sprechen dürfen als bis Jones den Robinson und Brown, dann Robinson den Jones und Brown, endlich Brown den Jones und Robinson einander vorgestellt hat, so heißt dies „introducing“ bei uns fein. Sogar in Privatgesellschaften, wo es eigentlich unartig gegen den Wirth ist, vorauszusetzen, daß er zusammengebeten habe, was nicht zu einander paßte, machen es Schmidt, Müller und Schulze auf's Haar wie Jones, Robinson und Brown. Ebenso an der Table d'hôte. Mit dem unbekanntem Tischnachbar zu sprechen ist verpönt, und wenngleich derartige Gespräche oft sehr unterhaltend und bildend sind, so wird man doch nicht so ungebildet sein sich bilden zu lassen, und beschränkt also seine Unterhaltung mit dem Fremden darauf, daß man ihm den Unterhalt verkürzt. Alles in Allem: Vor lauter Gile sieht man nichts, vor lauter Bäder lernt man nichts, vor lauter Feinheit spricht und hört man nichts und kehrt also, wenn man über den Rhein geflogen ist, mit einem so erweiterten Gesichtskreis wieder heim wie — das Sprichwort sagt.

Als das Beneidenswerthe an dem Reisenden ward vor-

hin die Freiheit desselben hervorgehoben, weil er beliebig die Richtung seines Weges bestimmte, auf seinen Pfiff die angeborenen oder gekauften Rösse tanzen ließ, nach eigenem Belieben sich sein Nachtlager aussuchte. Beim heutigen Touristen von Freiheit sprechen, wäre die rohste Weise der Ironie, die in einer bloßen Umkehrung des Thatbestandes besteht und etwa vom Raben sagt: so ein hübscher Vogel; so schneeweiß. Eine schöne Freiheit wahrhaftig, wo man in einem verschlossenen Kasten sitzt, der von Außen nur aufgeschlossen wird, damit Einer hineinbrülle: Dos! Wagenwechsel! oder: Zügelbog! Acht Minuten Aufenthalt! Eine herrliche Freiheit, wo wenn man sich eben die Lippen mit Bouillon verbrannt und noch nicht Zeit gehabt hat, das gleiche Schicksal der Speiseröhre zu bereiten, ein Pfiff ertönt, dem gehorsamer als je ein Hund dem Pfeiffchen des Jägers, der Herr der Schöpfung keuchend nachkommt. Wie empörte sich vor fünfzig Jahren unser Freiheitsgefühl, wenn an der österreichischen Gränze man sich als unverdächtig legitimiren mußte. Wie mitleidig blickten wir auf den Handwerksburschen, der sich zuschreien ließ: Wanderbuch! oder gar mit Schub und Zwangspäß bedroht ward. Und heute? Aus dem schönsten Schlaf schreckt uns der Ruf: Billette! heraus und ängstlich suchen wir nach dem Certificate, daß wir uns nicht widerrechtlich in den Zug stahlen; Schub und Zwangspäß haben ihre Schrecken verloren, weil wir immer damit reisen, da jede Abweichung von der Zwangsrouten mit dem Verluste des Fahrpreises gewiß, vielleicht



auch mit dem der Sachen, bestraft wird. Der elende Trost der Glenden, daß unsere Kollegen, die übrigen Colli, es nicht besser haben, ja daß sie noch mehr leiden, weil wir doch wenigstens sogleich bei der Ankunft abgeliefert werden, verschlägt Nichts. Was unsere fußlosen Gefährten nach der Ankunft in der Packkammer leiden müssen, und dauerte es auch wirklich so lange, wie man sagt, wird doch dadurch aufgewogen, daß während der Fahrt man ihnen nicht, wie es (wenigstens in Deutschland) den zweihändigen Gilfrachtstücken geschieht, Arbeiten aufgebürdet, nicht die Leistungen und Dienste von ihnen gefordert hatte, zu denen man uns verpflichtet. Ehemals, wenn ich mit der Post fuhr und eine Ungehörigkeit abgestellt wissen wollte, sagte ich es dem Schirrmeister, und was ich fordern durfte, geschah. Heute, wenn ich in ein Coupé erster Klasse steige und, weil ich mit einer Dame reise, dem Schaffner sage, er möge dafür sorgen, daß nicht geraucht werde, antwortet mir der Kerl: das sei nicht seine, sondern meine Sorge, und die Direktion, bei der ich mich beschwere, giebt es mir schwarz auf weiß, daß allerdings nach ihrer Einrichtung diesen Theil der Fahrpolizei die Reisenden handhaben. Ich kann mir denken, daß, wo dies Geschäft nicht nur als ein unbesoldetes Ehrenamt dem Reisenden obliegt sondern er noch dafür, wie früher in Frankreich Mancher für ein Richteramt sein Geld zahlt, dies sehr profitabel für die Aktionäre ist und ohne einen Zusammenhang zwischen dieser Einrichtung und 16 Prozent Dividende, aber übelnehmen soll es mir keiner, wenn ich, wo die Frei-

heit auf Reisen gepriesen wird, für mich hinbrumme:  
Hat sich was zu freihetten.

Man wendet mir ein: Im Dampfwagen gebe es freilich keine Freiheit, dieser aber führe uns auch nur dahin, wo die Lustreise, und mit ihr die Freiheit, erst anfange. Wenn nur nicht, sobald der schwarze Despot uns losgelassen hat, ein anderer der zwar heiterer gekleidet aber nicht minder hart ist, uns in Empfang nähme. Mit dem Augenblick, wo man das Coupé verläßt und die banale Phrase ausspricht: Nun, was sieht man zuerst? ist man rettungslos der Gewalt des rothen Buches verfallen. Es ist nicht ohne Grund, daß es die Farbe des „besonderen Saftes“ trägt, mit dem man sich dem verschreibt, der, hat er den Finger, die Hand fordert, denn hat man sich erst einmal mit diesem Buche eingelassen, so sind alle Emanzipationsversuche vergeblich. Mancher merkte, wie er mit Haut und Haar dem hundert Mal von ihm verwünschten Buche verfallen war, erst wenn es ihm gestohlen ward, denn, anstatt dem Taschendieb im Toledo zu danken, der menschenfreundlich seine Kette brach, war er außer sich, weil der Buchhändler erst zum folgenden Tage eine neue versprach. Ist man der ganze Reisende, so läßt das Touristengewissen, ist man nur die eine Hälfte desselben (die stärkere, da man die Last des Reisemarschallantes allein zu tragen hat), so läßt die Frau uns keine Ruhe, bis der Bäcker abgearbeitet ist. Jedes Verschämniß wird, wie vom Kriminalrichter, registriert und nach dem Strafgesetzbuch abgewogen: Hat man nicht gesehen,

was in dem Blutbuch zwei Sterne trägt, so war das ein Verbrechen; ging man unaufmerksam an dem mit einem Stern bezeichneten vorüber, so zählt das als Vergehen; Uebertretung ist die Vernachlässigung der Buchstaben l und r. Mit jeder neuen Auflage wird das entsetzliche Buch besser, d. h. raubt es uns wieder ein Stückchen Freiheit, und schon jetzt hat, wer in Interlaken Halt gemacht hat und die Wengeralp in der Richtung von Grindelwald nach Lauterbrunnen überschreitet statt umgekehrt, von Glück zu sagen, wenn er nur als Original verlächt und nicht als gefährlicher Neuerer eingestekt wird.

Und wenn nun endlich alles abgebädelt ist, und man will sich in seinem Gasthause erholen, wie findet man es im Vergleich mit sonst? Versunken und vergessen ist die Zeit, wo vielleicht am Thore der Stadt uns die Werber der verschiedenen „Höfe“ umringten, wo man mit dem Gefühl eines Gönners das erwählte Haus betrat und sich für das Zimmer entschied, das uns am besten gefiel; wo die Kellner in Erwartung des Trinkgeldes verbindlich waren und zuletzt der Wirth beim Abschiede uns fragte, ob wir zufrieden gewesen? und bat, ihn zu rekommandiren. Außer in einem Badeort am Ende der Saison streckt heute kein Gasthof seine Fangarme aus, denn die Ungeheuer sind alle gesättigt. Um nicht bettelnd von einem zum andern zu gehen, hat man geschrieben oder telegraphirt und der Wirth konnte mit Muße jedem Zimmer den Gast zuweisen, welcher dafür paßt. Wollte Einer sagen das für ihn frei erhaltene conventire ihm nicht, so

würde er ausgelacht. Mit Recht, denn darum handelt es sich ja gar nicht, sondern darum, ob er dem Zimmer convenirt. Die Kellner, welche, seit man nach englischer Weise Service auf die Rechnung setzt, nicht wissen, ob der Reisende zur alten Art gehört und doch etwas giebt, bedienen Sicherheit halber Alle gleich schlecht. Hat sich dann trotz alledem der Gast so geführt, daß Wirth und Leute glauben zufrieden sein zu können, so erhält sein Gepäc die Marke des Hauses aufgeflebt, die ihn den Geschäftsfreunden des Wirthes recommandirt. Kurz, die früheren Verhältnisse haben sich in der Gegenwart so auf den Kopf gestellt, daß Nestroy's vacirender Hausknecht, der sich seinem neuen Herrn damit empfiehlt, daß er immer „sehr gut mit seiner Herrschaft“ gewesen sei und nur ein einzigmal „Einen gehauen“ habe, mich nicht mehr lachen macht, sondern so ernst stimmt, wie irgend ein Rührstück, das uns unsere tägliche Misere schildert.

Sind aber in ihrem Anfange und ihrer Mitte die modernen Lustreisen ganz anders als die ehemaligen, so ist vorauszusehen, daß auch ihr Ende und ihr Erfolg verschieden sein werden. Zwar ohne Seufzer ging es nicht ab, wenn man die Arbeitsstube wieder betrat, und es war nicht gerade ein süßer Schauer, mit dem man sich sagte: Alter Junge, bis jetzt hast du kutschirt, jetzt wirst du wieder eingespannt. Aber wenn man am folgenden Tage wirklich in's Geschirr trat, drückte es lange nicht so sehr wie vor der Reise. Natürlich! Denn wer auch nicht mit Goethe sagen konnte: ich habe anderthalb Jahre lang unsäglich



aufgeladen und kann jetzt zehn Jahre davon zehren und produziren, hatte doch in einigen Wochen so Vieles durch Autopsie bestätigt, so viel Neues erlebt und so viel durch Gedankenaustausch gewonnen, daß er sich nicht, wie vor der Reise, aller Produktionsfähigkeit baar und auf's mechanische Wiederholen beschränkt fühlte. Und wieder, wenn wir auch nicht wie Goethe so lange Zeit jedem Gebundensein (bestünde es auch in dem Interesse an den Weltbegebenheiten) aus dem Wege gegangen und in Folge dessen zu jenem Herrscherbewußtsein des Olympiers gelangt waren, so hatten doch einige Wochen, wo keine Briefe, geschweige denn heimische Zeitungen oder gar Akten und Dienstsachen uns nachgeschickt wurden, uns erfahren lassen, daß wir noch nicht solche Bedientenseelen seien, die lieber sich von einem Herrn mißhandeln lassen, als daß sie eine Zeit lang keinen haben. Beides zusammen machte zufrieden mit sich selbst und eben darum fühlte man sich wohl zu Hause. Wie steht es nun darin mit dem heutigen Touristen? Der Eintritt in das eigene Haus verspricht das Beste, denn von einem Seufzer hört man Nichts, sondern freiaufathmend spricht er: Jetzt hat die Sklaverei ein Ende, morgen wirst du nicht mehr als Gilfracht verfaßt, es giebt Nichts zu befehen und weder der Hausknecht mit den Stiefeln noch eine Schalmei, die den Sonnenaufgang verkündigt, treibt dich aus dem Bette. Aber wenn morgen gekommen ist und er geht an die Arbeit oder meldet sich bei seinem Chef, so fühlt er sich unfähiger zum Produziren und mehr ein Sklave, als ehe er die Reise antrat.

Wiederum ganz natürlich! Denn woher sollte wohl die gewünschte Fähigkeit kommen, wenn, wie gezeigt ward, alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen wurden, damit ja keine neue Ansicht gewonnen oder eingetauscht werde, und woher der freie Mannesmuth, wenn man Wochen lang vom Fahrplan und Schaffner, vom Bäderer und Kellner, vom Hausknecht und Dampfschiff sich hat knechten, ja mißhandeln lassen? Daß darum, im Gegensatz zu jenem, von der Reise Erfrischten, der sich so wohl zu Hause fühlte, daß er Jahre lang nicht an Reisen dachte, der durch seine letzte Reise Abgeknechtete sich nach Erfrischung sehnt und weil er sich überredet, ein anderes Reiseziel werde diese gewähren, kaum zurückgekehrt, die Marterwerkzeuge Coursbuch und Bäderer auf seinem Schreibtisch liegen hat, wundert keinen, der es gesehen hat, wie Viele am Tage nach einer Orgie den schweren Kopf dadurch zu erleichtern suchen, daß sie — ihn beschweren.

Damit wäre mein Thema eigentlich erschöpft und ich sollte den allgemeinen Wunsch erfüllen und schließen. Thäte ich es aber jetzt, wo ich durch mein Loben vergangener Zeit die Kokarde des Greisenalters mir angesteckt habe, so würde ich auf ein Recht verzichtet, das gerade diese Kokarde uns verleih, auf das Recht nämlich, aus Allem eine weise und beschwichtigende Moral zu ziehen. Dies darf man umsoweniger von mir fordern, als gerade was hier betrachtet worden ist ein Mittel an die Hand giebt, gewissen Klagen über Zeiterscheinungen beschwichtigend ent-



gegenzutreten, die man oft zu hören bekommt. So kenne ich, und zwar ziemlich genau, einen Mann, den man als Knaben Die bewundern lehrte, welche die Masse verachtet hatten, der als Jüngling vom Lieblingsdichter unseres Volkes erfuhr, Verstand sei stets bei Wenigen gewesen, dem dann eine lange Lebenserfahrung gezeigt hat, daß das Wort „Klug“ nur darum ein auszeichnendes Prädikat ist, weil so Wenige es verdienen. Diesem nun läuft jedes Mal die Galle über, wenn ihm zugemuthet wird, Etwas für Klug zu halten, weil es von einer Mehrheit beschloffen wurde. Ein Zweiter ist mir auch nicht ganz fremd, dem was er als Knabe erfahren hatte, später auch die Theorie bestätigte, daß wirksame Strafe nur sein könne, was dem Betroffenen als ein Uebel erscheint, und den es immer erboht, wenn für Zuchthäusler Genüsse gefordert werden, die sie als Unbestrafte schmerzlich vermißten. Ein Dritter endlich, der mir sehr nahe steht, hatte jenem englischen Staatsmann zugejauchzt, der bei Gelegenheit der Ballotfrage Jedem, der nicht den Muth habe, öffentlich zu stimmen, die Wahlberechtigung absprach. Wie von mancher anderen Romantik, so ist er auch von dieser zurückgekommen. Daß aber heute nur die, welche diesen Muth haben, ihr Wahlrecht verlieren, indem jeder Wahlzettel, der den Namen des Gewählten sehen läßt, ungültig wird, das schilt er und nennt es verkehrt. Nun, allen diesen werden ich auf ihr Poltern entgegen: Was wollt Ihr? Lehrt nicht die ganz andere Art, wie in unserer Jugend und wie heute gereift wird, daß die Welt nicht stille ge-

standen hat, daß die Zeiten sich geändert haben und für uns die gekommen ist schlafen zu gehn? Sollten sie aber erwidern: Schlafenszeit sei es noch lange nicht, und übrigens verschlage mein Hinweis auf den Umschlag in der Art des Reisens gar nichts, denn den hielten sie gerade für eben so verrückt, wie alle die andern von ihnen beklagten Umschläge, sie seien eben noch alte deutsche Wanderer keine modernen Touristen, dann werde ich sie fragen Wirklich die Alten? Könnnt Ihr noch — Hand auf's Herz! — wie damals lächeln, wenn Einer die Rheinufer mit seinem Murray kollationirt, und ist es Euch noch ein solches Gaudium, wenn eine Blondgelockte ängstlich auf dem Berdeck herumtrippelt und My things! My things! wimmert? Oder habt Ihr seitdem gelernt, die Natur nach Bädeler zu inquiren und, wenn Alles stimmt, nicht das Protokoll, sondern die Inkulpatin zu loben, und hat Madame —? Bringen solche Gewissensfragen, die wir nicht fortzusetzen brauchen, den Anderen dahin, etwas betreten sich zu fragen: Bin ich in der That so verändert? dann haben sie bewirkt, was wirklich viel vernünftiger ist, als wenn mein erster Rath befolgt und, weil es Schlafenszeit, die Müße über die Ohren gezogen ward. Und nicht nur vernünftiger, sondern ganz in mein Thema schlagend, weil sich darin verbindet, was wir vom ehemaligen Touristen vernahmen und am heutigen sehen. Einsam und ohne Geleit wanderte Zener und, wie dem ahnungslosen Kinde, ward ihm Ueberraschung auf Ueberraschung, je nachdem sie ihm der Zufall in den Weg warf. Gründlich

vorbereitet dagegen durch sein Reisehandbuch, setzt der moderne Reisende seine Vorstudien im Coupé der Eisenbahn fort, indem entweder sein Buch oder die lehrreichen Gespräche der Mitreisenden über gutes Bier, Halteplätze, Gasthöfe, Preise und noch einmal über das gute Bier ihn, den andächtig Laufschenden unterrichten. Trotz dieses grellen Gegenjages ähnelt beiden gleich sehr, wer sich fragt: wie war ich und wie bin ich? „Aehnest“ ist ein zu schwacher Ausdruck, denn diese Selbstbesinnung gleicht nicht nur einer Reisevorbereitung, sondern ist eine; mehr noch: sie ist Vorbereitung zu einer einsamen Wanderschaft ohne Geleit, zu jener großen letzten Reise, in der Manche nur eine unabweißliche Geschäftsreise sehen, die aber hoffentlich recht Vielen eine bildende und belehrende Lustreise sein wird, Vorbereitung Vorübung! Denn so wenig wir von dieser Reise wissen, da es darüber keinen Bädeler giebt, Eines scheint gewiß zu sein: daß die erste Station in einem Gasthause wird gemacht werden, das ein seltsames Schild zeigt und in dem Gespräche mit einem sehr eigenthümlichen Stammgaste unvermeidlich. Beiden pflegt man aus dem Wege zu gehen, nicht weil man Haus und Gesellschaft für schlecht hält, sondern weil wir sehr hohe Forderungen fürchten und der Gast uns gar zu ernst und düster anblickt. Das Gasthaus heißt zum eigenen Selbst und die Bekanntschaft macht man mit sich selber.

Ich bin zu Ende und Jeder hat das Recht zu sagen:  
Also endlich!





Ob. 63. 8

ULB Halle

3

002 813 793





# Lustreisen und Reiselust.

Vortrag

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

*Joh. Erdmann*

Dr. Erdmann,  
Professor in Halle

